

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Häuser und Menschen im alten Berlin

Mackowsky, Hans

Berlin, 1923

Rahels Haus

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-696

Die Wohnung mit zwei Stuben, einem Kamin, ein Zimmer
belegte die hiesige Dame, die Schenck's Tochter, die Tochter
der Schenck'schen in Wien gebohren. Das hiesige der hiesige Schenck
und Kretschmer's Tochter, der Kretschmer's Tochter, die Tochter
des hiesigen Schenck's und Kretschmer's Tochter, die Tochter
des hiesigen Schenck's.

Rabels Haus

Die Wohnung mit zwei Stuben, ein Zimmer
belegte die hiesige Dame, die Schenck's Tochter, die Tochter
der Schenck'schen in Wien gebohren. Das hiesige der hiesige Schenck
und Kretschmer's Tochter, der Kretschmer's Tochter, die Tochter
des hiesigen Schenck's und Kretschmer's Tochter, die Tochter
des hiesigen Schenck's.

Handwritten text, possibly a signature or name, appearing as a faint, mirrored impression in the center of the page.

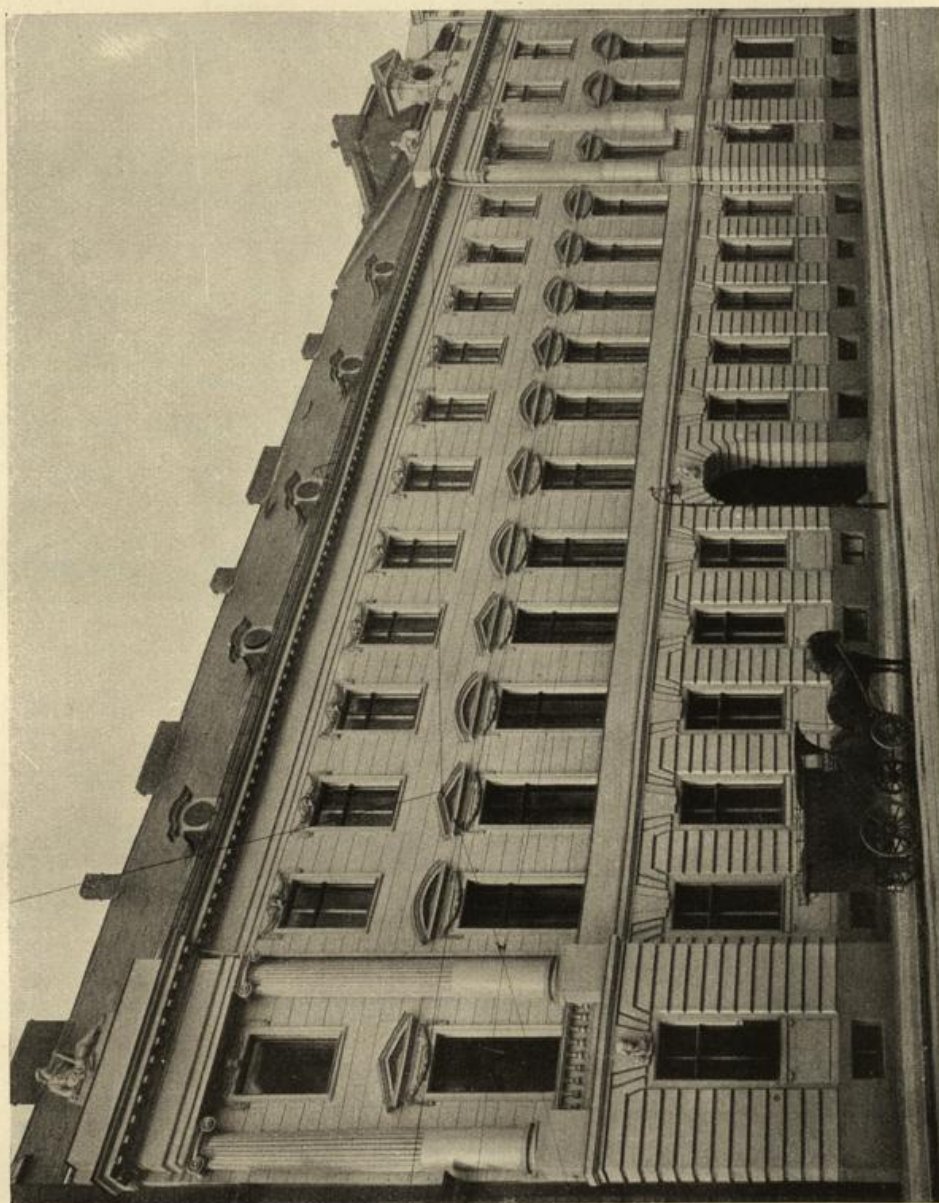
Die Mauerstraße mit ihrer charakteristischen Krümmung bezeichnete ursprünglich die südwestliche Grenze, die Friedrich I. seiner Lieblingsschöpfung, der Friedrichstadt, zu geben gedachte. Hier sollte der neue Stadtteil mit Mauer und Fortifikation gegen den Tiergarten abgegrenzt und diese Grenzlinie über die Zimmer- und Kochstraße hinweg mit der Junkerstraße in Verbindung gesetzt werden.

Die Ausbaueingung des neuen Stadtteils, seit 1688 mit Eifer nach Nerings Plänen betrieben, erstreckte sich bei des Baumeisters Tode 1695 etwa auf 300 Häuser. Grünberg und Behr — nach dem die Behrenstraße den Namen führt — folgten ihm, und 1730 waren die neu abgesteckten Straßen, „wenn auch nicht vollständig und ohne öftere ernste Mahnungen“, fast gänzlich bebaut. Da beschloß Friedrich Wilhelm I., der die Leidenschaft des Bauens in keinem geringeren Maße, wenn auch mit ganz verschiedenem Endzweck wie sein Vorfahr übte, die Anlage zu erweitern durch Hinzunahme des zwischen Quarré, Achteck und Rondell gelegenen Terrains, das er mit der Wilhelmstraße und der verlängerten Leipziger Straße kreuzförmig durchschnitt. Gewiß nahm sein auf die gerade Linie eingestelltes Soldatenaugenauge Anstoß an der Krümmung der Mauerstraße, der einzigen, die sich nicht dem rechtwinklig aufgetheilten Schema der ganzen Anlage einfügte. Aber da die westliche Seite der Mauerstraße schon bebaut war, so ging es nicht mehr an, ihre Linie zu strecken. Doch ist es nur zu wahrscheinlich, daß die verpfuschte Form der Straße das Interesse des Königs lahm gelegt hat. Während in der besonders bevorzugten, durch des Königs Namen ausgezeichneten Wilhelmstraße die Paläste und Adels Hôtels unter seiner Anregung, die oft nichts als ein kräftiger Druck auf den Geldbeutel des Bauherrn war,

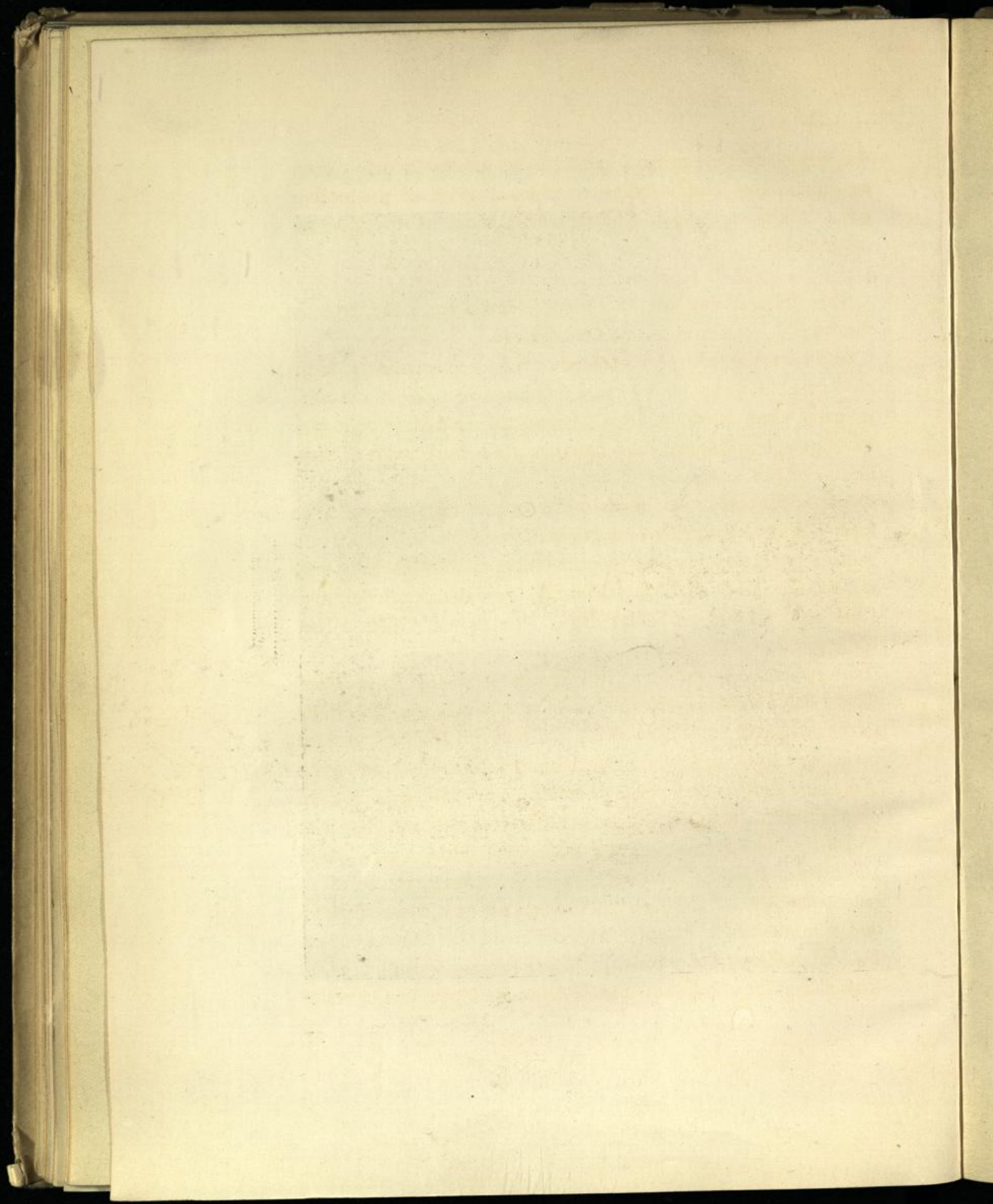
mit reichen Fassaden und weitem Gartenhinterlande entstanden, begnügte er sich, im Zuge der Mauerstraße die Böhmisches und die Dreifaltigkeitskirche anzulegen. Beide nach demselben Schema gebaut, auf zentralem Grundriß mit lastendem Kuppeldach und bescheidener Laterne, sind vorwiegend Nützlichkeitsbauten, die bis an die äußerste Grenze des Schmucklosen getrieben sind.

Auch Friedrich der Große, so viel er vor allem durch Errichtung der beiden höchst malerischen Turmbauten auf dem alten Friedrichstädtischen Markt, dem heutigen Gendarmenmarkt, und durch die Verschönerung der umgrenzenden Straßen für den Stadtteil getan hat, zeigte sich für die Mauerstraße wenig interessiert. Während er in der Leipziger Straße von 1773–76 nach Ungers Zeichnungen 46 neue Häuser aufführen ließ, wurden in der Mauerstraße unweit der beiden Kirchen nur vier Neubauten auf königliche Kosten errichtet. Gerade diesen Teil der Straße zwischen den beiden Kirchen gibt uns die bekannte Rosenbergsche Radierung, woraus man schließen kann, daß dies das präsentabelste Stück gewesen ist. Gleichwohl machen auch diese meist nur zwei Geschos hohen Häuser, an deren Seitengiebeln hier und da das Fachwerk noch zu Tage tritt, mit ihren schlichten Fronten keinen sonderlichen architektonischen Eindruck.

Wie es nun aber in der Mauerstraße jenseits der Dreifaltigkeitskirche, zwischen Mohren- und Behrenstraße aussah, davon geben noch heute vereinzelte alte Gebäude (Nr. 50, 51) eine melancholische Kunde. Über ihre niedrigen Ziegeldächer erhoben ab und zu die Bäume der Gärten, die sich zwischen Wilhelm- und Mauerstraße entlang zogen, ihre grünen Kronen und Spitzen. Aber allmählich wurden auch diese von drei und vier Stock hohen schmalbrüstigen Gebäuden verdrängt, die Bäume wichen vor den Seitenflügeln und Quergebäuden zurück, und die Straße gewann ein ziemlich mürrisches Aussehen. Nur ein Gebäude, palastartig vornehm mit dreizehn großen Fenstern, stand in auffallendem Gegensatz zu dem bürgerlich bescheidenen Charakter, den die Straße sonst trug. Mit seinen schlichten



Mauerstraße 36.
Naturaufnahme.



Putzflächen behauptete es sich siegreich als der geborene Aristokrat neben der parvenühaften Verschwendung mit echtem Material, die in seiner Umgebung von einer großen Bank und anderen öffentlichen Instituten getrieben wurde.

Das Haus Mauerstraße 36 ist ein Immediatbau König Friedrich Wilhelms II., errichtet in den Jahren 1792–94.

Über der unleugbaren Charakterschwäche dieses einst vielgeliebten, später vielgeschmähten Königs ist das ebenso unleugbar Gute, das er geschaffen, zu seinem bitteren Unrecht in Vergessenheit geraten. Noch immer pflegt man seine Person wie seine Zeit durch die giftig-grünen Brillengläser zu sehen, die eine Schar gewissenloser Pamphletisten geschliffen und gefärbt hat. Gewiß, er hatte Fehler, die bei einem Könige doppelt schwer ins Gewicht fallen, aber er hatte auch die Tugenden dieser Fehler, um derentwillen ihm manches zu verzeihen ist. Und eine dieser Tugenden, seine Kunstliebe und, was mehr sagen will, sein Kunstverständnis — die strahlende Rehrseite seiner Verschwendungsfucht — ist seiner Residenz Berlin zu ganz besonderem Vorteil geworden.

Er hat gebaut — nicht wie Friedrich der Große nach altbewährtem Muster und lediglich auf den „königlichen coup d'oeil“ hin, sondern als ein Grandseigneur von Geschmack und von jener Freigebigkeit, auf deren Ruhm viele preussische Herrscher allzu willig Verzicht geleistet haben. Sein Instrument war eine eigens von ihm geschaffene Behörde, das königliche Oberhofbauamt, dessen Vorsitz der geschäftseifrige und geschäftskundige Minister v. Wöllner führte — auch er einer der allgemein verdächtigten „Dunkelmänner“ dieser Regierung —, während die künstlerische Leitung in den Händen des aus Schlessien verschriebenen und dort schon mannigfach bewährten Baumeisters Langhans lag, dessen bedeutendste Berliner Leistung das Brandenburger Tor geworden ist. Ein Stab von Beamten, d. h. von selbständigen Architekten, stand dem Direktor zur Seite; zugleich wurde

für die Überwachung der bildhauerischen Arbeiten der Hofbildhauer verpflichtet, eine Stelle, die, wenn auch nicht dem Titel, so doch dem Wesen nach Gottfried Schadow einnahm. Alle diese Kräfte arbeiteten sich in die Hände, und weil es tüchtig geschulte und geschmackvoll angeleitete Künstler waren, schufen sie einen Baustil, der mit Recht „die Blüte der selbständig gewordenen Berliner Schule“ genannt worden ist. Die Zahl der erhaltenen Gebäude war nicht so groß, daß wir nicht jedes, um dessen Dasein uns die vorwärtsdrängende Zeit gebracht hat, als einen schmerzlichen Verlust beklagen mußten.

Hinsichtlich des Umfanges der von dem König unterstützten Privatbauten hatte Boellner schon 1788 ganz bestimmte Vorschriften erwirkt. Es sollte „ohne specieller Ordre kein neues Haus von 3 Etagen, sondern bloß von 2 Stockwerk und einer proportionirlichen Fronte ohne Hinter-Gebäude oder Seiten-Flügel“ erbaut werden. „Ein solches Haus bekam 70 Fuß Fronte, wurde 8 Fenster breit und kostete gewöhnlich 12 bis 13000 Taler, so daß der Propriétaire mit solchem Königl. Geschenk immer zufrieden sein konnte. Bei diesem Satz — so heißt es weiter in dem Promemoria Boellners an den König vom 18. April 1792, das auf jene ursprüngliche Abmachung zurückgreift — bin ich zum Besten der Bau-Casse stets feste stehen geblieben, und wenn Jemand ein größeres Haus oder Seiten-Flügel pp. verlangt hat, so hat er solches bei Ew. Königlichen Majestät immediate nachsuchen, und mir darüber eine Kabinets-Ordre verschaffen müssen, in welchem Fall noch in diesem Jahre der Englische Doktor [Brown], die Generalin von Kosière, die Frau von Massow und Madlle Bahrenkampff gewesen sind. Denn die Forderungen der Leute würden sonst ins Unendliche wachsen.“

Von den hier erwähnten Häusern, die also durch Stattlichkeit und Aufwand eine Ausnahme von der Regel darstellten, haben sich noch zwei erhalten: das für die verwitwete Frau Staatsrat v. Massow, Behrenstr. 67 erbaute (ehemals Militärkabinett) und das der Frau Generalin v. Kosières geb. v. Schlieben, Mauerstraße 36.

Ein wohlbeleibtes Aktenkonvolut bewahrt mit vielen, meist belanglosen Einzelheiten die Baugeschichte dieses Hauses, die mit ihren Verschleppungen, ihren Gesuchen, Reskripten, Kostenanschlägen usw. ein typisches Bild des wirtschaftlichen wie geschäftlichen Regimes bietet.

Der General von Rosières war Kommandant der Festung Silberberg bei Frankenstein in Schlesien gewesen, die Friedrich der Große 1765 bis 1777 vom Obersten v. Regler am Abhang des Eulengebirges hatte anlegen lassen. Nach seinem Tode fand seine Witwe in Berlin bald zu Klagen, daß die teure Wohnungsmiete einen beträchtlichen Teil ihrer kleinen Revenüen verschlinge. In der Absicht, durch die Erträgnisse eines Mietshauses sich freie Wohnung und eine Aufbesserung ihrer Lage zu verschaffen, rief sie unter dem 15. April 1788 die Gnade des Königs an, ihr einen Hausbau zu bewilligen. Nach wenigen Tagen lief auch schon die Kabinetsordre aus Potsdam ein, die den nachgesuchten Bau für 1789 bewilligte. Die Generalin erstand nun in der Mauerstraße zwischen den niedrigen primitiven Besitztümern des Gastwirts Salbach und des Schuhmachers Trummer mehrere ebenfalls unansehnliche alte Baulichkeiten in der stattlichen Frontlänge von 118 Fuß (etwa 37 m). Am 6. Januar 1790 wurde ihr bekannt gegeben, daß der Kondukteur Genz — der spätere Baumeister der Münze auf dem Friedrichswerder — beauftragt sei, der Zeichnungen wegen mit ihr zu konferieren.

Daselbe Jahr aber brachte infolge der gespannten politischen Lage oder wie es offiziell lautete, „aus bewegenden Ursachen“ einen allgemeinen Stillstand in der Bautätigkeit des Königs. Erst 1792 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen, und zur Führung des Baus wurde der Oberhofbaurat Unger ausersehen. Da aber der Bauetat für 1793 keine weiteren Raten für Mauerstraße 36 aufwies, so betrieb in Übereinstimmung mit der Behörde die Generalin aus eigenen Mitteln, die sie sich erborgte und die ihr vom Oberhofbauamt verzinst wurden, die Fortführung der Arbeiten. Gleichzeitig mit der Straßenseite erhob sich der ihr besonders mit Kabinetsordre zu-

gebilligte Seitenflügel, und am 8. Juli 1794 unterzeichnete die Besitzerin ein Schriftstück, in dem sie der Behörde gegenüber ihre Zufriedenheit mit dem „in allen Teilen vollendeten Bau“ erklärte. Die Kosten beliefen sich auf 31 006 Rtlr. 15 Gr.

Das langgestreckte Gebäude gehört einer schon von Borrmann zusammengestellten Gruppe an, die auf Georg Christian Unger hinweist. Unger, ein Bayreuther Kind, in der Schule Karl von Gontards gebildet, kam schon 1763 an das Baukontor in Potsdam, wohin ihm ein Jahr später sein Meister als Chef folgte. Immer mehr arbeitete er sich in den Stil seines Lehrers ein, und können sich auch seine besonders zahlreichen Privatbauten am Dönhofsplatz, unter den Linden, am Gendarmenmarkt und in der Leipziger Straße nicht mit dem dekorativen Schwung eines Gontard messen, so sind sie doch gediegene Arbeiten von guten Verhältnissen und geschmackvoller Ausschmückung. Er liebt es, die Putzfläche durch Quaderung zu beleben und verwendet als Ziermotive gern Laubgehänge, ausgespannte Löwenfelle, gelegentlich auch Waffen und Trophäen.

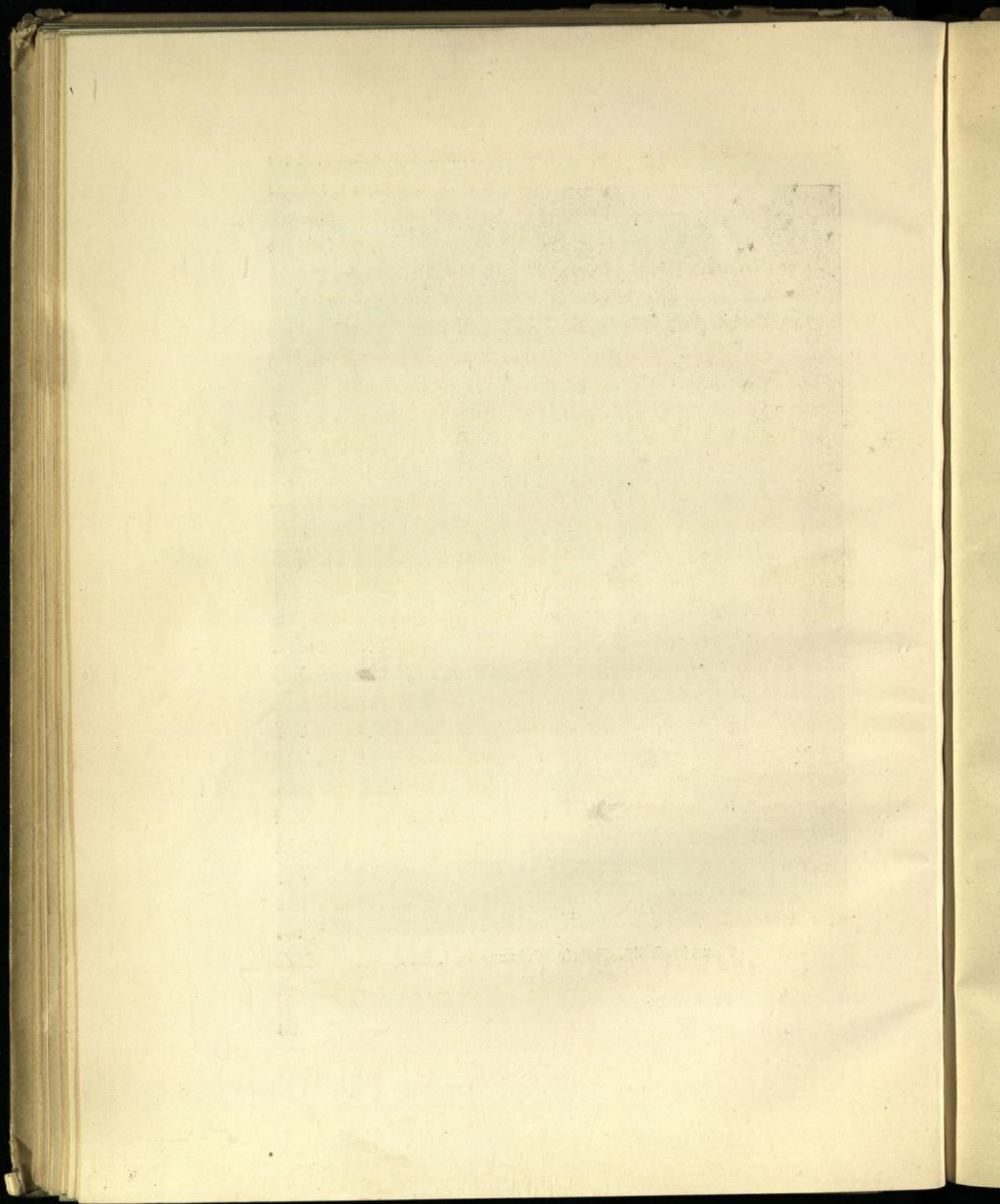
Diese Eigentümlichkeiten, Merkmale seiner persönlichen Ausdrucksweise, enthält auch die Fassade der Mauerstraße. Im Erdgeschoss ist die Quaderung kräftig gefügt, in den beiden oberen nur zart angedeutet. Die Fenster des mittleren Hauptgeschosses sind reich umrahmt, mit schweren Verdachungen gekrönt, unter denen Laubgewinde hängen; die des Obergeschosses zeigen als Schmuck ausgespannte Löwenfelle. Eine allereinfachste Attika schließt ab.

Als Hauptmotiv aber treten an der langgestreckten Front rechts und links Eckrisalite — Pavillons heißen sie in der Architektensprache der Zeit — hervor von jonischen Dreiviertelsäulen flankiert und von Liegefiguren gekrönt. Außerordentlich wirkungsvoll als starke seitliche Halte für die in einförmigem Rhythmus horizontal entwickelte Front geben sie zugleich durch die hochragenden Säulen dem Gebäude einen Ausdruck gemessener Feierlichkeit.

Das Motiv ist hier nicht zum ersten Male verwandt. Wie eine Studie zur Mauerstraßenfassade wirkt die Front des Hauses Neue Schönhauser



Mauerstraße 36. Rahels Wohnung im I. Stock.
Naturaufnahme.



Straße 5, das, in dem summanden Treiben der Innenstadt gelegen, inzwischen auch den Anforderungen modernen Geschäftslebens aufgeopfert und abgerissen worden ist. Vor der Mauerstraße zeichnete es sich durch alles aus, was der Studie eigen zu sein pflegt: durch Frische, Leben, Sinnlichkeit und dazu durch reizvolle Details.

Mit nur sieben Fenstern Front ist es beträchtlich kleiner, und weil es im Knick der Straße steht, so bricht das linke Eckrisalit aus der geraden Linie heraus. Vielleicht hat dieses Umbrechen der Straßenlinie dem Baumeister erst den Gedanken der Eckrisalite eingegeben. Die Attika ist ohne Figurenschmuck geblieben. Dafür ist das alte flach ansteigende Dach erhalten, das in der Mauerstraße durch ein viel zu hohes mit stillosen Dachfenstern ersetzt wurde.

Im Gesamteindruck wie in der Sorgfalt der Details ist das kleinere Gebäude dem größeren überlegen. Die Formen sind energischer gezeichnet, stärkere Kontraste von Licht und Schatten erhöhen die plastische Wirkung. Die jonischen Dreiviertelsäulen streben mit schärferen Kannelüren und reicheren Kapitellen schlanker und straffer empor, die kleinen Balustraden zwischen ihren Würfelsockeln sind besser durchgebildet, nicht so kreiselförmig gedreht wie in der Mauerstraße. Die Fensterreihe des Mittelgeschosses ist durch eine höher geführte und reichere Umrahmung in ihrer beherrschenden Wirkung gesteigert, die des oberen Geschosses durch wechselnde Widder- und Löwenfelle über die schematische Gleichförmigkeit erhoben. So trifft man, wohin man blickt, auf Leben, Frische und Regsamkeit der Phantasie, während die Mauerstraßenfront mit ihrer aristokratischen Ruhe auch das Temperamentlose, das so leicht der Bornehmheit eigen sein kann, vereint.

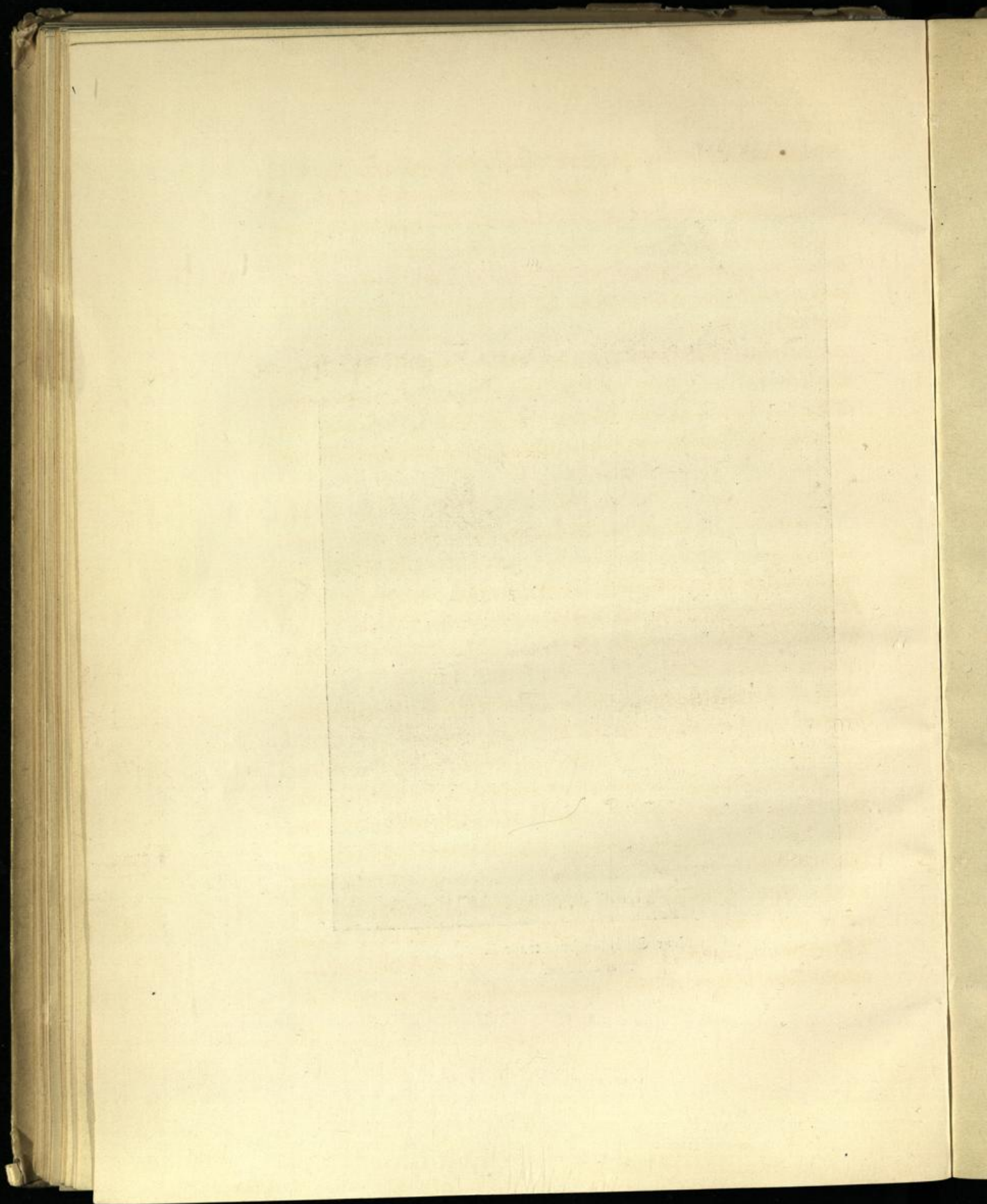
Was die künstlerische Analyse lehrt: die Priorität des Hauses Neue Schönhauser Straße 5, bestätigt auch die historische Überlieferung. Freilich findet man diese nur zum allergeringsten Teil in dem kaum einige Blätter starken Aktenfaszikel des Oberhofbauamts, aus denen nur zu ersehen, daß

der Kaufmann und Materialist August Wilhelm Flöricke 1786, bald nach dem Tode Friedrichs des Großen um einen Neubau einkam und daß der Bauetat für 1787 dazu bereits 6711 Rtlr. 11 Gr. 3 Pf. als erste Rate aufwies. Bemerkenswert ist die Begründung seines Gesuches. Er wies auf den „sehr übeln Effekt“ hin, den sein altes hölzernes, sehr baufälliges Haus „zwischen die neuen Bauten“ mache in einer Straße, die „alle sowohl einheimische als fremde hohe Herrschaften, welche Ihro verwitveten Majestät die Cour in Schönhausen machen“, passieren müssen.

Aber Flöricke erlebte nicht viel mehr als dieses erste Stadium, seine junge Witwe mit „drei angenehmen Kindern“ dagegen um so mehr. Sie lernte beim Fortführen des Baues den etwa dreißigjährigen großen und starken Maurermeister Carl Friedrich Zelter kennen, der noch lange sein ihm vom Vater überkommenes Handwerk trieb, während er schon mit Leib und Seele sich der Musik verschrieben hatte. Es ist reizend in seiner Selbstbiographie zu lesen, wie sich zwischen der Witwe und ihm zartere Beziehungen anbahnen, wie er sie von den Zudringlichkeiten eines jungen, sad geschwägigen Baukondukteurs und eines älteren hageren Uhrmachers, dessen Körper aussah „wie ein Bündel senkrecht aufgestellter Latten“, befreit, sie hinüberrettet in die „balsamische“ Gesellschaft seiner Mutter, und schließlich heiratet, gewiß aus Liebe, weil „wo diese junge Frau ihre Hand hinlegte, alles heilte“, nicht minder aber auch, weil die Mutter an ihr so großes Wohlgefallen fand und „um ihr eine Freundin und Vertraute zu geben.“ Das alles geschah bald nach Vater Zelters Tode 1787, endete aber auch bald, da die junge Frau nur bis 1795 lebte. Von ihren „drei angenehmen Kindern“ hat der eine Sohn dem Stiefvater schweres Leid, aber auch den höchsten Trost gebracht. Der junge Mann erschoss sich 1812, und als Zelter dem Freunde nach Weimar diese Schreckenstat meldete, schrieb ihm Goethe den berühmten Brief vom 3. Dezember 1812 mit dem brüderlichen Du. Dadurch rückt dieses Haus, wenn auch bescheiden an der Peripherie, in den Glanzbereich eines unsterblichen Namens ...



Neue Schönhauser Straße 5.
Naturaufnahme.



Zusammen mit seiner umfanglicher ausgestalteten Doublette zeigt es, zu welcher Höhe in einer Zeit, die man ihres politischen Herabstiegs wegen auch künstlerisch später nicht gebührend bewertete, die bürgerliche Baukunst in Berlin sich emporgeschwungen hat. Man begreift, daß den abgewiesenen Freiern der munteren Witwe Floricke „alles zu kostbar, zu stark und zu hoch“ erschien. Aber diesen Mäklern und Nörglern stand jetzt, von Zelters Kraftgestalt trefflich repräsentiert, ein neu erstarktes Bürgertum gegenüber, das aus seinen Bedürfnissen und seinem Selbstbewußtsein heraus, unterstützt von der Freigebigkeit eines in künstlerischen Dingen großsinnigen Monarchen, mit Hilfe von Meistern, die es selbst hervorbrachte, das architektonische Bild der Stadt charaktervoll auszubauen verstanden hat.

2.

Das Interesse am Hause Mauerstraße 36 ist mit dem Baugeschichtlichen keineswegs erschöpft. Denn es war vor vielen ausersehen, den Rahmen und die Bühne zu bilden für eines der inhaltreichsten und geistig belebtesten Kapitel aus der Geschichte des literarisch-ästhetischen altberliner Lebens. In dies Haus zog 1827 Rahel für die letzten sechs Jahre, die zu leben ihr noch beschieden waren.

Rahels Berliner Existenz hat sich in einem ziemlich eng gezogenen Umkreise mit dem Gendarmenmarkt als Mittelpunkt abgespielt. Ihr Vaterhaus, darin sie, 1771 geboren, die erste und größere Hälfte ihres Lebens zugebracht hat, stand Jägerstraße 54, der alten Seehandlung schräg gegenüber. Wenn sie aus der Tür trat, war sie mit zwei Schritten auf dem Platze, dessen Wandlungen sie alle erlebt hat. Nicht nur sah sie die malerischen Turmbauten Gontards sich erheben, wichtiger für ihr Innenleben war das Gebäude, das sie in ihrer Mitte einschlossen: das Theater. Sie hat es zuerst besucht, als es, noch bescheiden und unansehnlich in seinem Äußeren, wie es Friedrich der Große für die französische Schauspielertruppe errichtet hatte, schon eine Stätte deutscher Kunst war, an der Fleck seine

Triumphe feierte. Dann sah sie es ersetzt durch den umfänglichen Bau von Langhans, in dem Jffland als Direktor waltete und Schiller mit Kogebue um den Erfolg des Augenblicks streiten mußte. Und ihre letzten Theaterindrücke empfing sie in Schinkels Tempelbau.

Aber so sehr sie des Theaters als Anregung bedurfte, der höchste Genuß, den sie kannte, der des eigenen Geistes, winkte ihr in den vier Wänden ihres Hauses. Nicht so sehr das Eckzimmer, wo sie ihren ersten Salon hielt, war der Schauplatz dieser unentbehrlichsten aller Freuden, sondern oben die Mansarde, „bequem, doch ohne Luxus eingerichtet“, mit einem schrägen Dachfenster und dem Porträt Lessings an der Wand. Hier hat sie 1793—1808 ihre glücklichsten, auch ihre schmerzvollsten Jahre verlebt.

„Da ist mein Mausoleum“, schrieb sie später in fast wehmütiger Erinnerung. „Da hab ich geliebt, gelebt, gelitten, mich empört. Goethen kennen lernen. Bin mit ihm aufgewachsen, hab ihn unendlich vergöttert! Da wacht ich und litt viele, viele Nächte durch, sah Himmel, Gestirne, Welt mit einer Art von Hoffnung; wenigstens mit heftigen Wünschen. War unschuldig...“ Welche Erinnerungen mögen sie heimgesucht haben, als sie diese Zeilen schrieb! Da standen die beiden bittersten Enttäuschungen ihres Herzens wieder auf: die Leidenschaft zu dem schwachen, unselbständigen Grafen Karl von Finckenstein, die sich durch Jahre hinschleppte, und bald danach, 1802, die nicht minder ernsthafte Liebe zu Don Raphael d'Urquijo, dem jungen spanischen Legationssekretär, der mit der despotischen Eifersucht des Südländers den eingeborenen Freiheitsdrang einer reifen, ihrer selbst sicheren Frau von unverführbarem Adel der Seele zu knechten versuchte. Und mit diesen Enttäuschungen lebte auch das reinste Glück dieser Jahre von neuem auf: der Tempeldienst, den sie Goethe geweiht und der durch das persönliche Zusammentreffen mit dem Idol in Karlsbad 1795 noch an priesterlicher Inbrunst gewann.

Der Vater starb früh, die Brüder, alle jünger als Rahel, gingen einer nach dem andern aus dem Hause, die Schwester Rosa verheiratete sich,

und so blieb Rahel mit der Mutter schließlich allein. Doch kamen die Frauen je länger um so weniger miteinander aus. Nicht etwa, daß Chaïche Levin keine gütige Mutter gewesen wäre; nicht als ob Rahel es an Kindesliebe hätte fehlen lassen: in diesen Frauen standen wie zwei Menschenalter so auch zwei Weltanschauungen verständnislos sich gegenüber. Die Mutter, still und gedrückt neben dem impulsiven, oft tyrannischen Vater, ihr Leben aufzehrend in den Sorgen des Alltags und der Wirtschaft; die Tochter, geistig höchst angeregt, durchaus nicht emanzipiert unwirtschaftlich, aber doch niemals versunken im Prosaischen des Lebens, dazu leidenschaftlich mit sich selbst beschäftigt, an der eigenen inneren Befreiung rastlos arbeitend, wie sollte da die Entfremdung ausbleiben? „Ich bitte dich, lasse die Welt aus ihre Fugen, du kriegst sie nicht wieder rein“ — das war der trostlose Refrain, den Rahel, so oft sie Vertrauen brachte und Verständnis suchte, immer zu hören bekam. Und wie oft mag die Alte, wenn sie das Kämpfen und Ringen der Tochter sah, ihre innere Unruhe nur als Störung der eigenen Resignation empfindend, mit Fromet Mendelssohn, der Frau des Philosophen, geseufzt haben: „Wie mies ist mir vor tout l'univers!“

So kam es denn 1808 zur Trennung, und zwar war es die Mutter, die den Platz räumte, um bis zu ihrem Tode im Oktober 1809 die Tage zuzubringen „in einem düstern, ruppigen, unbequemen chez-elle, ohne Gesellschaft, ohne Genuß, ganz das bißchen Glanz und Wohlhabenheit weg, im erbarmungswürdigsten Geiz, fast allein existierend.“ Rahel, die das teure Quartier allein nicht halten konnte, zog nach der Charlottenstraße 22 in das Trenksche Haus, das sie schon nach zwei Jahren mit einer sehr bescheidenen Wohnung in der Behrenstraße 48 vertauschte. Denn inzwischen hatten sich auch ihre äußeren Verhältnisse verschlechtert, und die Brüder sahen sich geschäftlich genötigt, die jährliche Rente der Schwester um ein Drittel zu kürzen. Die Hebel ihrer geistigen Existenz, Musik, Theater und — die Hauptsache! — häusliche Geselligkeit waren ausgeschaltet; was sie nie gekannt hatte, geistiges Darben, äußeres Beschränktsein, mußte sie

nun auskosten, und sie empfand diese Bitternis bei ihrer schwankenden Gesundheit doppelt.

„Es dauert zu lange, zur Probe, zur Buße, zu was es sei“, klagte sie; aber es ging doch vorüber. Und wenn auch nicht das alte, ruhige, so kam doch ein neues Leben, eines, auf das sie sich gewiß keine Hoffnung mehr gemacht hatte: an der Seite eines Mannes. Am 27. September 1814 reichte sie Barnhagen von Ense ihre Hand, nachdem sie an demselben Tage in aller Stille die Taufe empfangen hatte. Sie war dreiundvierzig, er noch nicht dreißig. Und sie erschien ganz aufgeheitert: „Es ist ein durchaus vernünftiges Evenement, und es wird eine äußere angenehme und innen gar keine Veränderung machen . . .“

Zum Teil behielt sie recht. Ihr Wesen blieb unverändert, Barnhagen war nicht die Persönlichkeit, von der eine Rahel abfärben konnte. Aber die äußere Veränderung war keineswegs nur angenehm. Denn der diplomatische Dienst, der Barnhagen an die Person des Staatskanzlers Hardenberg attachierte, trieb das Ehepaar zwischen Wien und Paris hin und her und hinderte vor allem Rahel, sich einzururzeln und den Garten ihres Inneren recht zum Blühen zu bringen. Wien, Frankfurt am Main und Karlsruhe sind die größeren Etappen dieser späten Wanderjahre. In unbequemen und engen Quartieren regte sich die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Jägerstraße. „Ich, die ich ewig gut wohnte bei Mama; der Quartier, Lokal alles ist; die ein schlechtes geradezu tötet. Siehst du“, schreibt sie an ihre Schwester Rosa Affer Ausgang 1815, „ich habe kein Glück; denn seit meiner Verheiratung wohne ich so. Immer sur chemin et voie, was mich der Position wegen in der Jugend entzückt hätte, jetzt aber mir ein Greuel ist, der mir Heimat, Asyl, und Ruhe und Muße raubt.“

Aber einmal endete auch dies „Herunterschneien“ in fremde Orte. Barnhagen erhielt 1819 seine Abberufung aus Karlsruhe, die zugleich das Ende seiner diplomatischen Laufbahn bedeutete, und seit Oktober war das Ehepaar wieder in Berlin.

Für die nächsten Jahre, bis 1827, schlugen Varnhagens ihr Quartier Französische Straße 20, Ecke der Friedrichstraße, auf. Von dem Geräusch und Getriebe, das heute diese lärmvollste Gegend umbraust, war damals auch nicht der leiseste Vorklang zu spüren. Aber sei es, daß die Wohnung, so bequem sie gelegen war, doch nicht den Wünschen Rahels entsprach, die mit den Annehmlichkeiten der Stadt zugleich wenigstens die Ahnung eines ländlichen stillen Zufluchtsortes beanspruchte, sei es, daß eine bessere Gelegenheit sie lockte: 1827 finden wir sie im ersten Stock der Mauerstraße 36 hinter jener vornehmen zopfigen Fassade mit dem Blick die lange Französische Straße hinunter. Über diese Wohnung sind wir durch Rahel selbst und durch einen ungenannten Besucher, dessen Erinnerungen aus dem März 1830 Varnhagen veröffentlicht hat, eingehender als über alle ihre früheren unterrichtet.

Varnhagen, der die Kunst des Scherenschnittes — eigentlich eine weibliche Liebhaberei — bis zur Virtuosität ausübte, hat auch den Grundriß dieser Wohnung zierlich in grünem Glanzpapier ausgeschnitten. Das Blättchen liegt noch in seinem Nachlaß auf der Berliner Staatsbibliothek. Varnhagens bewohnten die rechte Hälfte des ersten Stocks. Das Zimmer mit dem Fenster zwischen den Säulen des „Pavillons“ war Rahels Schlafgemach; dort stand auch ihr Schreibtisch. Durch einen schmalen Gang war es nach rückwärts mit dem Hofzimmer der treuen Dore verbunden. In der Frontreihe schloß sich mit zwei Fenstern das Besuchszimmer an, dann folgte, ebenfalls zweifenstrig, Varnhagens Wohn- und Schlafräum. Nach Hof und Garten gingen die Fenster der Bibliothek, an die als letzter der sechs Räume das sog. blaue Zimmer stieß.

Schon über die fünfzig hinaus und immer abhängiger von ihrem kränklichen Körper, sah sich Rahel mehr und mehr auf das Haus angewiesen. Wie wohl taten sie ihr, diese hellblauen Zimmer, geräumig und besonders hoch, von den großen Fenstern immer gut durchlüftet, ohne einengendes Gegenüber mit dem Blick die gerade Straße hinunter. Und wenn sie da

von ihrem Eckfenster, die lange Häuserzeile hinabsehend, das beruhigende Gefühl empfand, in der Geborgenheit nachbarlichen Beieinanders zu leben, so gewährten die stillen Hinterzimmer, unter deren Fenstern die Bäume der Nachbargärten sich herzdängten, den nicht minder wohligen Eindruck von ländlicher Abgeschlossenheit. Das rauschte mit seinen vollen Kronen in warmen Sommernächten, und das tropfte zur Herbst- und Winterzeit mit einschläfernder Musik aus den dürren Zweigen und Ästen. Mit der Reizbarkeit ihrer Organe witterte sie hier „wie in einem Forsthaus Luft und Geruch“, jenen Duft, der schwer und beklemmend herüberwallt, und jenen andern, feucht und kühl, in den der Modergeruch der sterbenden Natur sein melancholisches Parfüm mischt. Wie war sie abhängig vom Wetter, von der Jahreszeit, von der Laune alles Atmosphärischen! Die meisten ihrer Briefe, namentlich aus ihren späten Jahren tragen vielfach am Kopf eine knappe meteorologische Notiz, und nicht selten steht sie in greifbarer Beziehung zu dem Inhalt des Schreibens. Hier in den Hinterzimmern durchwanderte sie ihre Leidensstationen, wenn ihr Brustübel sie Nächte hindurch quälte; nur ihre Dienerin, die treue Dore, sah, wie und was ihre Herrin litt. Hier ist sie auch gestorben in den ersten Morgenstunden des 7. März 1833, einundsechzig Jahr alt.

Born aber in den „schloßartigen“ Zimmern bekam man nur die Rahel ihrer besten Stunden zu sehen: „ihre kleine gedrungene Gestalt, ihr klares, feines Gesicht, trotz den Jahren und langwieriger Kränklichkeit noch von bewundernswerter Frische, ihre feste und leichte Haltung, alles war in einer gewissen Übereinstimmung.“ Die Einrichtung der Empfangs- und Wohnräume war indessen keineswegs „schloßartig“. Nur das Notwendige war vorhanden. Ein Fortepiano diente mehr für ihre musikalischen Gäste als für sie selbst, die nicht ausübend war; geringe Bildnisse hingen an der Wand, zwei Büsten, die des Prinzen Louis Ferdinand und Schleiermachers, standen zwischen Blumentöpfen. Tisch, Sofa, Stühle vervollständigten die bescheidene Ausstattung, der jede Kostbarkeit, jeder Glanz fehlte; „aber

Das Ganze machte dennoch einen eleganten Eindruck, oder vielmehr die Anordnung war so gefällig und bequem, daß sie jenes eigentümliche Behagen hervorbrachte, welches durch die höchste Eleganz bewirkt werden soll und bei den größten Mitteln doch so oft verfehlt wird." Gut bürgerlich mit jener nüchternen Schattierung ins Altpreußisch-Sparsame, die Friedrich Wilhelm III. bevorzugte, sah es in der Mauerstraße aus.

Und auch im Vergleich zu den übrigen Salons — im reichen Beerschen Hause, beim Staatsrat Staegemann, bei Savigny, beim Buchhändler Reimer, in Mendelssohn-Bartholdys Vaterhause und als jüngster und letzter bei Bettina — war der Ton bei Barnhagens mehr auf das Echo der Vergangenheit als auf den vollen Laut der Gegenwart gestimmt.

Rahel selbst hat ihren Salon „die Dachstube, im größeren fortgesponnen“ genannt. Aber der Geist der frühromantischen Zeit vom Anfang des Jahrhunderts hatte sich so wenig bannen lassen, wie die Besucher ihrem allgemeinen Menschenschicksal hatten entgehen können. Vergleicht man den schon erwähnten Bericht des ungenannten Besuchers von 1830 mit den gleichfalls von Barnhagen veröffentlichten Erinnerungen „aus den Papieren des Grafen S*** gegen Ende des Jahres 1801“, so wird man der Verschiedenheit der beiden geselligen Welten aufs anschaulichste gewahr. Das Glück des Schwärmens ist dahin, und nie wieder konnte der Zauber der Stunde heraufbeschworen werden, als Prinz Louis Ferdinand noch in später Nacht am Klavier phantasierte, „kühn und gewaltig, oft rührend, meist bizarr, immer von höchster Meisterschaft“, und die Töne über den phantastisch im Dunkel liegenden weiten Platz hinwegklangen durch das offene Fenster, in dessen Rahmen die Silhouetten von Demoiselle Levin und dem Fürsten Radziwill auftauchten . . . Wie anders lauten die Namen in den beiden Berichten und fordern zur Vergleichung auf. Jetzt spielt Alexander von Humboldt die erste Rolle, und um ihn gruppieren sich der General von Psuel, Professor Gans, der jugendliche Leopold Ranke, die Sängerin Milder und als interessantestes Paar Bettina und der Fürst Pückler-Muskau.

Aber, wie gesagt, zu den großen Stimmungsfermaten erhob sich die Konversation nicht mehr. Denn auch Rahel war mit den Jahren ganz allmählich eine andere geworden. Der Untergrund ihres Wesens, das Kritische, stieg langsam mehr und mehr an die Oberfläche. Was um sie her gedacht, geschrieben und gesprochen wurde, regte sie nach wie vor lebhaft an, aber sie nahm es prüfender auf, sie spürte darin ein Fremdes, ein Neues, dem ganz sich hinzugeben sie nicht vermochte. Zu tief wurzelte sie in den Zeiten der aufstrahlenden Romantik mit ihrem schwärmerischen Humanitätsideal, um diesen Nachsommer noch ungetrübt zu genießen. Das zeigte sich auch in ihrem Verkehr außer dem Hause; am wohlsten fühlte sie sich bei Mendelssohns, nicht nur, weil sie in deren schönem Garten am Ende der Leipziger Straße „am friedlich grünen Tische“ sich für die „größte Kränkung“ ihres Lebens, daß sie selbst keinen hatte, entschädigte, sondern vor allem weil sie dort noch wohlthuend vom Geisterhauch der alten Zeit sich berührt fühlte.

Aber gerade, was das Mendelssohnsche Haus frisch und sprossend erhielt, der junge talentierte Nachwuchs, das fehlte bei Barnhagens. Rahel ist kinderlos gestorben. Zeitlebens hat sie Sehnsucht nach einem Kinde empfunden und sie in mütterlicher Hingabe an anderer Leute Kinder, vornehmlich an die Tochter ihrer Nichte, gestillt. Vielleicht war es am besten so; denn ich glaube, daß Rahel so wenig zur Mutter bestimmt gewesen wäre, wie sie es auch im letzten Grunde zur Gattin war. Sie sehnte sich und genoß voraus in ihrer mit ungeheurer Schärfe arbeitenden Vorstellungskraft; aber auf die Dauer, in langsamer Reaktion, sah sie sich immer von der Wirklichkeit enttäuscht.

Sie war geschaffen für den Verkehr, der ihr die Menschen zutrug und sie auch wieder von ihnen befreite. Fast mehr noch für den brieflichen, als für den persönlichen. Da genoß sie sich, die eine geistige Egoistin war, am feinsten und am gründlichsten. Vielleicht hätte, wenigstens in ihren späten Jahren, dieser geistige Egoismus sie von dem geselligen Verkehr ganz

abgelenkt. Schon 1822 schreibt sie: „Ich liebe Gedanken, Denken und Einfälle immer mehr; sie ergözen mich und stärken mich ungemein, sie heilen und flicken mich aus.“ Aber sie war eitel auf ihre intellektuelle Anziehungskraft, daß sie ein „Menschenmagnet“ war, und daß (was den besonderen Stolz der gesellschaftlich Vorurteilslosen ausmachte) „alle Klassen, alle Menschen zu mir reden“. Sie selbst hat für diesen Egoismus, für diese Eitelkeit mit ihrem Besten gezahlt: mit den Schmerzen, die sie von den Menschen erfuhr. Aber ihr Wesenskern, ihr Erbe aus dem Zeitalter der Aufklärung, das Kritische wurde mit den Jahren ihr bester Schutz. So kam es, daß Rahel aus einer „vortrefflichen Dienerin der Geselligkeit“ sich zu einer „Meisterin der Gesellschaft“ umformte, das heißt abkühlte. Und damit ist in zwei Worten auch der Unterschied zwischen dem Salon der Demoiselle Levin in der Jägerstraße 54 und dem der Frau von Barnhagen, Mauerstraße 36, gekennzeichnet.

Nach Rahels Tode behielt Barnhagen die Wohnung bei. „Da ist mein Mausoleum!“ hätte er der Geschiedenen nachsprechen können, er, der zunächst nichts Besseres kannte als der Priester eines umfassenden Rahel-Kultus zu werden. Unmittelbar nach ihrem Tode teilte er „nur im Stillen“ ein „Buch des Andenkens für Freunde“ aus, das Rahels Persönlichkeit und geistige Hinterlassenschaft in Briefen und Aufzeichnungen enthielt und schon Ende des Jahres 1833 beinahe um das Dreifache vermehrt, der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Erst jetzt tritt Barnhagen entscheidend hervor und konstituiert sich als ästhetische Macht, die von Gelehrten und Künstlern, darunter ersten Namen wie Alexander von Humboldt, als höchste Instanz für ihre Produktionen angerufen wird. So viel ihm Rahel gegeben — denn er war wesentlich der empfangende Teil — so dankbar er ihren Besitz empfand, besonders wenn er auf Reisen ihr Bild im Rosenrot der Ferne sah — über das Ungleichartige dieser Ehe kam er doch im Innersten nie ganz hinweg. Wie sein

Auge noch an Fanny Herz hing, während seine Hand sich schon hinüberstreckte zu Rahel, so wurde ihm jetzt, kaum daß er Rahel begraben, Marianne Saaling ernstlich gefährlich. Aber er war weder der Mann der Leidenschaft, noch überhaupt der Initiative, geistig verwöhnt und durch Rahel, die darin etwas Männliches zeigte, auf Weiberlaunen nicht abgestimmt — und so blieb er allein.

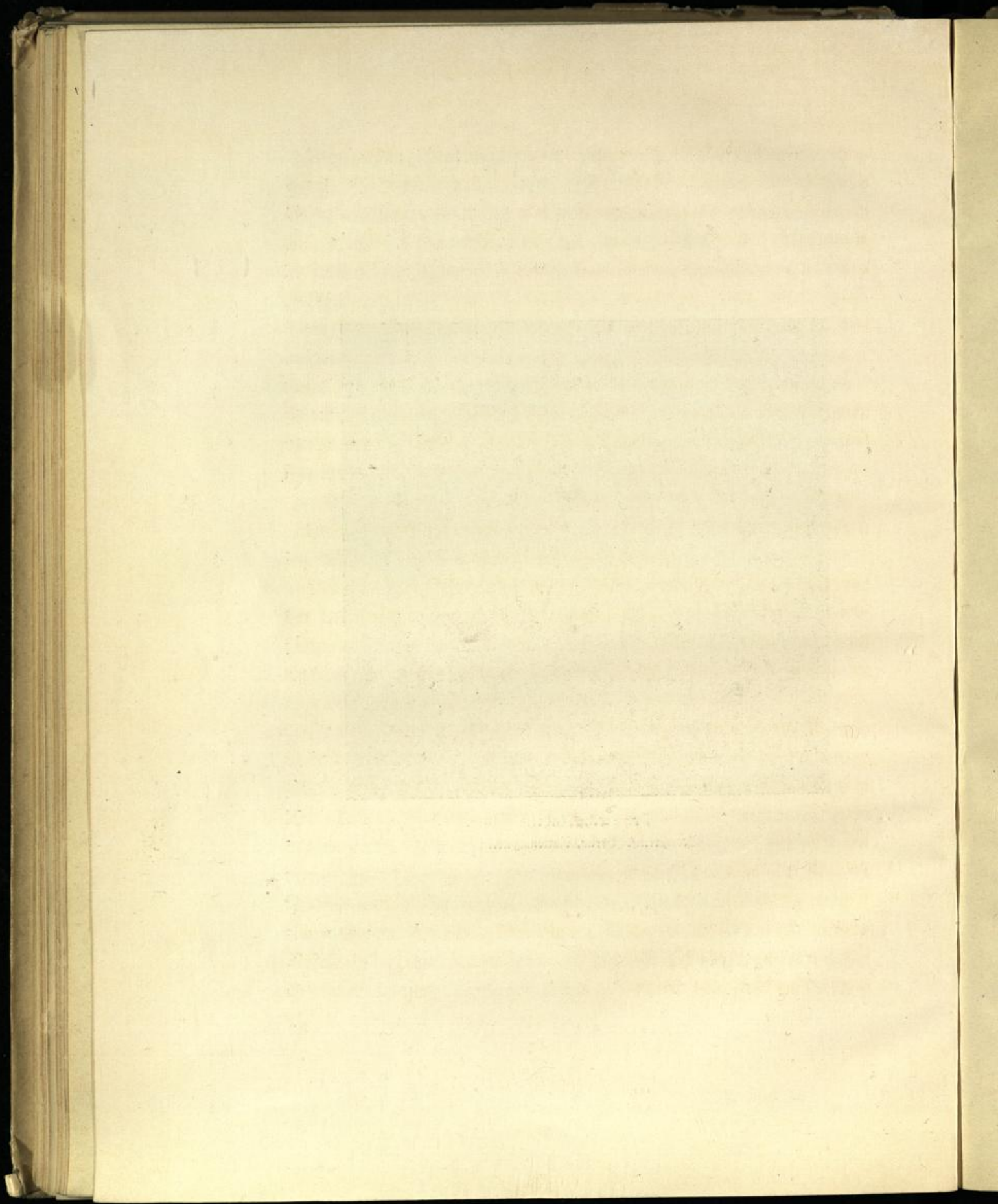
Die rasch erscheinende Folge seiner schon früher begonnenen biographischen Denkmale, seine „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ erhob ihn zum berühmten Schriftsteller. Und der Stern Rahels funkelte über ihm und wob um sein Haupt die Gloriole des Zeugen einer großen Vergangenheit. Dazu veredelten die Jahre sein Äußeres und machten aus ihm jene glänzende Erscheinung, die Julius Rodenberg noch von seiner Studentenzeit her so unverlöschlich in der Erinnerung bewahrte: „den schönen Greis mit dem Silberhaar, dem eisernen Kreuz auf der Brust und demselben feinen Lächeln, welches schon Heine bezaubert hatte, hinter welchem sich aber etwas Scharfes und Ironisches verbarg“.

Trefflich verstand er es, die Distanz des Berühmtseins mit Würde zu wahren. Sein Lieblingsplatz war vor dem mitten im Zimmer stehenden Schreibtische seines Arbeitskabinetts, das an den nun vereinsamten Salon Rahels stieß, unter Büchern, das Relief Tiecks von Rahel vor sich. Zahlreiche Zettel voll der rücksichtslosesten Vertraulichkeiten seiner Freunde und scharfer Beurteilungen, in denen sich die hämische Seite seines Charakters offenbarte, spernte er in sorgsam etikettierte Schachteln, die er alphabetisch ordnete. Als seine Nichte Ludmilla Assing diese gefährlichen Pandorabüchchen nach seinem Tode mit ahnungsloser Sorgfalt öffnete, vergiftete ihr boshafter Inhalt weithin die gesellschaftliche Atmosphäre.

Ludmilla war die Tochter des Hamburger Arztes Assing und der auch dichterisch tätigen Schwester Barnhagens Rosa Maria. Nach dem Tode ihrer Eltern — noch nicht zehn Jahre, nachdem Rahel heimgegangen — zog sie zu dem Onkel nach Berlin und leitete sein Haus. Mit ihr kam Leben



Fr. Tieck. Rahel.
Bronzerelief. Berlin, Nationalgalerie.



auch wieder in das Eckzimmer mit dem Blick die Französische Straße hinunter, wo die Vergangenheit webte und es „nach Staub und welken Blumen roch, wie ein altes Buch, das man aufschlägt“. Aber nicht mehr abends nach dem Schauspiel, wie zu Rahels Zeiten, fand man sich ein, auch nicht so regelmäßig, sondern nachmittags zu den angesagten Kränzchen. Dann wurde auch Barnhagen sichtbar, in seiner lächelnden Vornehmheit die Inkarnation der auf die feinste Geistigkeit gestimmten alten Zeit . . .

Unter den vielen, die an solchen Tagen die alte, später durch eine in den schwerfälligen Formen der deutschen Renaissance ersetzte Treppe hinaufstiegen, weit über Lassalle, Adolf Stahr, Behse und Ring hinaus, nimmt ein Schweizer unsere Teilnahme in Anspruch, der damals in Berlin „im ästhetisch erweckten“ das harte und für ihn noch dazu karge Brot der Fremde aß. Durch den Heidelberger Verleger hatte Barnhagen die ersten 1846 erschienenen Gedichte Gottfried Kellers ohne Wissen des Autors erhalten, und ein anerkennendes Schreiben überraschte eines Tages den jungen Poeten. Daraufhin sandte ihm Keller auch seine 1851 bei Bieweg verlegten „Neueren Gedichte“. Eine Einladung des seit 1850 in Berlin Weisenden erfolgte, wurde angenommen, aber erst 1854 kam es zu näherem Verkehr. Wenn Keller einst vor Freiligrath gespöttelt hatte: „werde nun aber doch den Harnwagen von Ense“ — so schnell war ihm Berliner Wortwizerei ins spröde Schweizer Geblüt geschlagen! — „auffuchen und mich bescheiden hinten aufsetzen,“ so fühlte er sich, nachdem er dort Fuß gefaßt, ohne Spott wohl und angeregt, besonders seit Ludmilla sich „höllisch“ für ihn erklärt hatte. Auch an Rahel erhielt er ein Andenken, ihr Exemplar des „Cherubinischen Wandersmannes“ von Angelus Silesius in der Münchener Ausgabe von 1827, ein Buch, das „ihr fast immer zur Hand gewesen“ war. Man weiß, wie die „geistreichen Sinn- und Schlußreime“ des vehementen Gottessehers im Grünen Heinrich und in den Sieben Legenden nachgeklungen haben.

Ungebrochen schritt Barnhagen über die Schwelle des Patriarchenalters, ein Repräsentant jener nun schon altmodisch gewordenen feinen Liebenswürdigkeit, wodurch, jeder in seiner besonderen Art, neben ihm auch Fürst Pückler und General von Pfuel „vor allen jüngeren Herren“ glänzten. Die alte Garde schlug noch immer siegreich den draufgängerischen Nachwuchs.

Er starb 1858 den 10. Oktober und fand seine Ruhestatt neben Rahel auf dem Dreifaltigkeitskirchhof vor dem Halleschen Tor. Dicht sind die schlichten Hügel mit Epheu übersponnen; auf den abgeschragten Marmorsteinen, die zu ihren Häupten liegen, ist das Gold der eingehauenen Namen und Daten längst verblichen. Bescheidener kann niemand sein letztes Haus herrichten, als hier geschehen.

Der literarisch-ästhetischen Epoche folgt ein Epilog, der effektivvoll im Lichte der großen militärischen Repräsentation erstrahlt.

Nachdem das Haus im Innern manche Umwandlung im Ungeschmack der Gründerjahre erfahren hatte und zwischen Hof und Garten ein schwerfällig wirkendes Stallgebäude mit freiem mittleren Durchgang erbaut worden war, zogen in die nunmehr auch „schloßartig“ ausgestatteten Räume der Beletage die Kommandierenden des III. Armeekorps.

In der Mitte der achtziger Jahre wurde dem Grundstück das schmale Nebenhaus Nr. 35 angegliedert. Kollmann und Heyden ähnelten seine Zweifensterfront dem alten Nachbar an, doch so, daß man namentlich in Dach und Obergeschoß den modernen „besseren“ Geschmack wahrnahm, der das alte Vorbild schulmeistern möchte. Diese Front verkleidete indessen nur die eine Schmalseite eines allerliebsten Landhauses in den zierlichen Formen französischer Schlößchen, das mit Terrasse auf den Garten gerichtet war und hier, fern vom Geräusch und der Prosa der Straße, ein Rokokoidyll vortäuschte. Mit einem Schlage glaubte man sich in eine andere Welt versetzt: ein Springbrunnen stieg mit dünnem Strahlenwurf

in die Höhe, die Blumen leuchteten und dufteten und aus den herüberwinkenden Baumwipfeln schallten Vogelstimmen. Selbst das Gegenüber eines zweiten Stalles vermochte nicht den Zauber der Illusion aufzuheben.

Das Schicksal auch dieser Erinnerungsstätte hat lange im Ungewissen geschwebt. Der Plan war aufgetaucht, die Französische Straße über die Grundstücke Mauerstraße 35–37 hinweg durch die alten Gärten der Wilhelmstraße bis in den Tiergarten zu verlängern. Das wäre immerhin im Sinne Rahels gewesen, die leidenschaftlich sich stets nach einem freien Luftzug, nach dem Zusammenhang mit ihren geliebten Bäumen gesehnt hatte.

Es ist anders gekommen. Dem City-Charakter, den dieser Teil der alten Friedrichsstadt als ein bevorzugtes Großbankviertel angenommen hat, mußte auch der alte vornehme Immediatbau weichen, dessen ungesuchte Eleganz die ganze Straße geadelt hatte. An seine Stelle trat ein schwerer, bis in den dritten Stock mit Quadern ummantelter Neubau, eins der Verwaltungsgebäude der Deutschen Bank, das durch einen nicht minder wuchtigen Brückenbogen über die Straße hinweg mit dem Stammhause verbunden wurde. So baut sich jede Zeit die Denkmale ihrer Gesinnung.

